

Jürgen Reulecke

Im Vorfeld der NS-Schulungslager

Männerbundideologie und Männerbunderfahrungen vor 1933

Um das weite Feld des im folgenden Beitrag angesprochenen Themas mentalitäts- und erfahrungsgeschichtlich etwas anschaulicher zu machen, soll mit ein paar Anmerkungen zu einer ungewöhnlichen, vielleicht aber doch exemplarischen Quelle begonnen werden. Dieser Einstieg hat – Pardon – etwas mit einer recht persönlichen Neugier von mir zu tun, die sich darauf richtet, populäre Lieder in ihren jeweiligen erfahrungsgeschichtlichen Kontexten aufzuspüren und sie generationell zu verorten.¹

Im Jahre 1907 erschien in einem in der Folgezeit recht weit verbreiteten Gedichtband eine Ballade, die dann eine Weile später, nämlich 1920 auch vertont worden ist und anschließend eine ganz besondere Karriere als eines der meist bekannten Lieder aus der Bündischen Jugend haben sollte. Ehe dann von der Studentenbewegung und mit dem kulturellen Umbruch um 1968 Traditionen dieser Art ziemlich radikal über Bord geworfen wurden, hatte das Lied wegen seines männerbündischen Inhalts mehrere Jungmännergenerationen angerührt. Es handelt sich um das Lied *Jenseits des Tales standen ihre Zelte*: Der Text stammt von Börries Freiherr von Münchhausen² und wurde dann von dem ehemaligen Wandervogel Robert Götz, der nun als Musikerzieher im Rheinland wirkte, mit einer recht sentimental Melodie versehen. In vielen Liederbüchern nachgedruckt, hat auch Ende 1933/Anfang 1934 die Hitlerjugend in zwei parallel erscheinenden Liederbüchern das Lied übernommen – dies allerdings in dem von Baldur von Schirach persönlich herausgegebenen Liederbuch *Blut und Ehre* mit zwei winzigen, aber entscheidenden Veränderungen. Kurz zum Inhalt der Ballade: Ein junger König – vermutlich ist Konradin von Hohenstaufen gemeint – gerät als junger Heerführer durch den Reiz einer Marketenderin in eine starke emotionale Spannung zwischen seinem Männerbund, vertreten besonders durch einem Reiterbuben auf der einen und jener Marketenderin auf der anderen Seite. Er zieht sich „diesseits des Tales“ mit „krankem Herz“ zurück, entscheidet sich aber

¹ Siehe dazu den von mir zusammen mit Barbara Stambolis herausgegebenen Sammelband: *Good-bye memories? Lieder im Generationengedächtnis des 20. Jahrhunderts*. Essen 2007.

² Zuerst abgedruckt in der 2. Auflage seines Gedichtsbandes: Münchhausen, Börries Freiherr von: *Die Balladen und ritterlichen Lieder*. Berlin 1907. Siehe zum Folgenden meine detaillierteren Ausführungen dazu in: *Good-bye memories? (wie Anm. 1), S. 130ff.*

schließlich – „denn ihn heilten nur zwei knabenfrische Wangen“ – für den Männerbund, so dass die Schlusszeile des Textes dann lautet: „Und war ein Lachen in dem ganzen Heere, und jener Reiterbube lachte auch.“ In dem von Schirach herausgegebenen Liederbuch sind, angeblich intern dann auch in der Hitlerjugend im Hinblick auf das zukünftige Singen des Liedes von ihm so verfügt, zwei Wörter ausgetauscht: Die Heilung des Königs erfolgte nun ganz unspezifisch durch „jugendfrische“ Wangen, und die letzte Zeile hatte ab jetzt allgemein „und ihre Reiterbuben lachten auch“ zu lauten. In der ersten Auflage des zeitgleich erscheinenden HJ-Liederbuches *Uns geht die Sonne nicht unter*, Anfang 1934 im Auftrag des Obergerbiets West der Hitler-Jugend noch im ehemals jugendbewegten Günther Wolff Verlag in Plauen gedruckt, ist zunächst noch die ursprüngliche Fassung des Textes zu finden, ehe auch dort in der nächsten Auflage im Herbst 1934 die Anpassung an Schirachs Forderung nach Austausch jener zwei Wörter erfolgte. Schirach reagierte offenbar mit diesem Eingriff auf Homosexualitätsvorwürfe gegen HJ-Gruppen allgemein und auf entsprechende Gerüchte, die sich auf ihn ganz persönlich bezogen. Zudem sollte möglicherweise Konradin, der Held des Liedes, nicht in einem homoerotischen Licht erscheinen, denn es war geplant, die Burg Hohenstaufen bei Göppingen, den Herkunftsort Konradins, zu einer Art Wallfahrtsstätte der HJ zu machen, nachdem dort bereits im Juni 1933 ein großes HJ-Treffen stattgefunden hatte.

In dieser kleinen Geschichte – deshalb steht sie am Anfang dieses Beitrags – sind Aspekte angesprochen, die das Thema Männerbund im frühen 20. Jahrhundert, besonders dann in der NS-Zeit, in mehrfacher Weise berühren, wobei offenbar allgemeine Genderaspekte und konkrete historische Kontexte zusammenfließen: ein weites Feld also, dem sich Mitte 1990 erstmals eine damals viel beachtete Ausstellung in der Kölner Kunsthalle mit dem Titel *Männerbünde – Männerbande* anzunähern versucht hat.³ Gezeigt wurde dort ein breites, mehr als siebzig einzelne Facetten und Erscheinungsformen umfassendes Kaleidoskop von Männerbünden, quer durch die Geschichte und über die gesamte Erde verteilt – konzipiert und gestaltet von den Ethnologinnen Gisela Völger und Karin v. Welck. Die spezifisch deutsche, mentalitätsgeschichtlich m.E. höchst bedeutsame und generationenprägende Problematik des Männerbundwesens vom Kaiserreich bis zum Ende des NS-Regimes spielte in dieser Ausstellung allerdings allenfalls eine Randrolle. Immerhin wurde ich dann eingeladen, zum Katalogband einen kleinen Beitrag zu verfassen, der mich darauf brachte, in diesem Kontext dem

³ Siehe dazu die zweibändige Edition: *Männerbande – Männerbünde*. Zur Rolle des Mannes im Kulturvergleich. Hrsg. von Gisela Völger und Karin v. Welck. Köln 1990.

Jahr 1902 eine ganz besondere Bedeutung zuzuschreiben bzw. ihm eine weitreichende Weichenstellung zuzuweisen.⁴ Warum 1902?

Einer der neben Alfred Rosenberg bedeutendsten Ideologen des „Dritten Reiches“, Alfred Baeumler, hat 1934 in seinem damaligen Bestseller *Männerbund und Wissenschaft* geschrieben, im Jahre 1902 sei in einem ganz „unvergleichlichen Buch“ ein Grundgesetz menschlichen Zusammenlebens erstmalig dargestellt worden, ein Gesetz, dessen Erkenntnis ein bedeutsamer Fortschritt und die Voraussetzung zur gerechten Lösung eines tiefen menschlichen Konflikts gewesen sei, womit der Autor den „kaum überbrückbaren Gegensatz zwischen Mann und Weib“ meinte.⁵ Das von Baeumler so überschwänglich gepriesene Buch war von Heinrich Schurtz, einem Bremer Ethnologen, verfasst worden und trägt den Titel *Altersklassen und Männerbünde. Eine Darstellung der Grundformen der Gesellschaft*, erschienen in Berlin im Jahre 1902. Der Autor, der kurze Zeit später als erst Vierzigjähriger an Typhus starb, war als Angestellter des Bremer Überseemuseums bereits weit in der Welt herumgekommen und hatte diverse Spezialstudien veröffentlicht. Den beträchtlichen Erfolg seines großen Werkes und die sich daran anschließende breite Diskussion seiner Kernthesen bis ins „Dritte Reich“ hinein hat er also nicht mehr erlebt. Zugespitzt lässt sich wohl sagen, dass sein Buch *Altersklassen und Männerbünde* die entscheidende Basis für alle weiteren Männerbunddebatten bis weit in die 1940er Jahre, also für die nächsten nahezu vier Jahrzehnte geliefert hat. Schurtz glaubte aufgrund ausgreifender Studien einfacher Völker aus den vielfältigen Erscheinungsformen von Männerbünden weltweit ablesen zu können, dass die entscheidenden historisch wirksamen Bewegungskräfte männlichen „sympathischen Vereinigungen“, also den Männerbünden entstammen würden: Aus ihnen seien die wichtigsten Grundformen des öffentlichen Lebens bis hin zur Staatsbildung hervorgegangen. Die „Liebe zum Weibe“, die Ehe und die Rolle des Mannes als Familienvater seien nur Episoden. Dem innersten Wesen des Mannes entspreche sehr viel mehr das männerbündische Miteinander. Schurtz wörtlich: „Hier liegt ein tiefer, kaum überbrückbarer Gegensatz zwischen Mann und Weib, der sich in tragischen Konflikten äußern kann, aber auch das Treiben des Alltags durchzieht und in Deutschland vorwiegend in dem ewigen Zwiespalt zwischen Stammtisch und Familienleben auftritt, um im Kampf um den Hausschlüssel den Gipfel kleinlicher Komik zu erreichen.“⁶

⁴ Reulecke, Jürgen: Das Jahr 1902 und die Ursprünge der Männerbund-Ideologie in Deutschland. In: Völger, Männerbünde – Männerbünde (wie Anm. 3), S. 3–10.

⁵ Baeumler, Alfred: *Männerbund und Wissenschaft*. 2. Auflage. Berlin 1943, S. 167.

⁶ Schurtz, Heinrich: *Altersklassen und Männerbünde. Eine Darstellung der Grundformen der Gesellschaft*. Berlin 1902, S. 21.

Die kurz nach dem Erscheinen des Schurtz'schen Buches in großer Zahl erscheinenden, im Wesentlichen positiven Rezensionen zeigen, dass seine Thesen auf die Zeitgenossen geradezu faszinierend gewirkt haben. Ihre Wirkung lässt sich, wie schon angedeutet, noch bis in die männerbündischen Prinzipien der NS-Formationen und der NS-Pädagogik nachweisen. Hans Blüher, ein am Gymnasium zu Berlin-Steglitz mit dem Wandervogel in enge Berührung gekommener junger Autor war es dann, der im Jahre 1917 als 29-Jähriger in seinem Buch *Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft* die Kernthesen von Schurtz wieder aufgriff⁷, sie zuspitzte und ihnen damit eine zusätzliche Aktualität verschaffte – dies nicht zuletzt deshalb, weil aufgrund dieses Buches sich nun auch radikale Gegenpositionen zu Wort meldeten, allen voran der streitbare Soziologe Johann Plenge, der in seiner Schrift *Antiblüher* die Vorstellungen vom Männerbund à la Blüher als Propagierung eines „Affenbundes von Onanisten und Päderasten“ bezeichnete, die ein „sittlich gesundes Volk“ zu vergiften drohten und das grundlegende Werk von Schurtz „von Grund auf veräfft[en].“⁸ Plenge baute dagegen als konstituierende Elemente einer zukünftigen Männergesellschaft auf „Kameradschaft, Solidarität und Bruderschaft, und im Verhältnis zum Führer wie ähnlich zum Lehrer, [auf] echten Gefolgschaftsgeist und auf Treue.“⁹

Mit der Männerbundtheorie von Heinrich Schurtz war also ein breit ausdeutbares Konstrukt in die Diskussion gebracht worden, das bis weit in die NS-Zeit viel Beachtung finden sollte. Um es zugespitzt auf einen Punkt zu bringen: Sowohl die direkten und die längerfristigen Wirkungen dieses Konstrukts als auch die dadurch gelieferten Deutungsimpulse und aus ihnen gezogenen Folgerungen für die jungmännliche Erziehung sind in ihrer erfahrungs- und mentalitätsgeschichtlichen Bedeutung für mindestens drei deutsche Jungmännergenerationen überhaupt nicht zu überschätzen – gemeint sind die Frontgeneration des Ersten Weltkriegs, die Kriegsjugendgeneration und dann die sogenannte HJ-Generation. Im Artikel *Männerbund* im Handwörterbuch der Soziologie aus dem Jahre 1931 heißt es dementsprechend, Männerbünde übten einen „gewaltigen Einfluss auf die Gesellschaft aus“ und seien für die Entwicklung des Staatsgedankens von höchster Bedeutung.¹⁰ Auf theoretischer Ebene war es dann der Soziologe

⁷ Blüher, Hans: *Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft*. Jena 1917 (Nachdruck Stuttgart 1962). Siehe zu Blüher: Bruns, Claudia: *Metamorphosen des Männerbunds. Vom patriarchalen Vater zum bündisch-dionysischen Führersohn*. In: *Vaterlosigkeit. Geschichte und Gegenwart einer fixen Idee*. Hrsg. von Dieter Thomä. Berlin 2010, S. 96–123.

⁸ Plenge, Johann: *Antiblüher. Affenbund oder Männerbund? Ein Brief*. Hartenstein 1920, S. 3.

⁹ Ebd., S. 18.

¹⁰ Höltker, Georg: *Art. Männerbünde*. In: *Handwörterbuch der Soziologie*. Hrsg. von Alfred Vierkanth. Stuttgart 1931. Hier zit. nach dem Neudruck Stuttgart 1959, S. 351.

Herman Schmalenbach, der 1922 einen gründlichen, sich von Schurtz teilweise distanzierenden Aufsatz veröffentlichte, in dem er den Bund als eine dritte autonome menschliche Gesellungsform neben das von Ferdinand Tönnies seit den 1890er Jahren breit begründete Gegensatzpaar Gemeinschaft und Gesellschaft stellte: Im Bund, so Schmalenbach, werde das aus der Gemeinschaft entlassene Individuum zu begeisterter und bewusster Teilnahme und zum Engagement für männliche Ideale motiviert.¹¹

Bund und bündisch wurden jetzt nach dem Ersten Weltkrieg in einer Gesellschaft, die der Wiener Psychoanalytiker Paul Federn bereits 1919 eine „vaterlose Gesellschaft“ genannt hatte (s.u.), zu Kernbegriffen – dies weit über die so genannte Bündische Jugend hinaus: Die vaterlosen bzw. vaterarmen Söhne der aus dem Krieg gar nicht oder oft nur körperlich und seelisch verletzt zurückgekommenen Väter fanden, ebenso wie eine beträchtliche Anzahl junger Frontsoldaten, die sich als Angehörige einer *verlorenen Generation* fühlten und nun nach neuer Orientierung suchten, seit den frühen 1920er Jahren in vielerlei Bünden – von den Freikorps über die Pfadfinderbünde und die Gruppen der Bündischen Jugend bis hin zum Stahlhelm, zum Jungdeutschen Orden und später zur SA und SS – eine emotionale Heimat, die ihnen in der männlichen Kameraderie psychische Sicherheit und motivierende Glücksgefühle vermittelte. Die Überhöhung der Kameradschaft (und parallel dazu eines Führers als der zentralen männlichen Orientierungsfigur an Stelle des Vaters) hatte bereits zu Beginn des Ersten Weltkriegs begonnen, profilierte sich in der später idealisierten Frontkameradschaft und gewann nach 1918 angesichts des weitgehenden Niedergangs der bisherigen väterlichen Autorität für viele Heranwachsende eine geradezu existentielle Bedeutung. Die Kriegsniederlage, die Revolution von 1918/19, der als *Schmachfriede* empfundene Friedensschluss von Versailles und die Gründung der Republik stellten nämlich – und von nun an in mehreren Wellen das gesamte 20. Jahrhundert hindurch – die Rolle der Väter in zum Teil höchst aggressiver Weise auf den Prüfstand. Ein Vorwurf lautete, das schuldhafte Versagen und die Charakterlosigkeit der Väter seien der Grund für die deutsche Katastrophe von 1918/19 gewesen. Parallel dazu, wenn auch mit anderer Stoßrichtung, griff nun der Wiener Schüler Sigmund Freuds Paul Federn den von seinem Lehrer bisher nur eher nebenbei benutzten Begriff der vaterlosen Gesellschaft auf und behauptete, der nun erfolgte Sturz des ehemals verehrungswürdigen Vaterbildes habe die Menschen zu Vaterlosen gemacht und werde sie in Zukunft zu Vatergegnern

¹¹ Schmalenbach, Herman: Die soziologische Kategorie des Bundes. In: Die Dioskuren: Jahrbuch für Geisteswissenschaften 1(1922), S. 35–105, 89. Siehe dazu auch König, René: Soziologie in Deutschland. München/Wien 1987, S. 185ff.

machen, die sich in Straßenkämpfen und Streiks aufrieben, weil kein Vater die Seelen der Söhne mehr zu friedlichem Handeln vereine.¹² Allerdings – so prophezeite Federn – warteten die desorientierten Söhne nur darauf, dass sich eine geeignete Persönlichkeit, ein Führer also, finde, der ihrem Vaterideal entspreche, um sich ihr bedingungslos anzuschließen.

Stichwort Führer bzw. Bundesführer: Die sich nun bildenden einzelnen Bünde waren hierarchisch aufgebaut, wobei die Kleingruppe oder Horde praktisch an die Stelle der traditionellen Familie trat. Hier dominierte der Führer, der nicht gewählt wurde, sondern sich seine Gefolgschaft selbst erwählte. Zwar basierten sowohl die bürgerliche Familie als auch der Jungmänner- bzw. Jungenbund auf dem Prinzip von Befehl und Gehorsam; während jedoch die familiäre Rolle des Vaters traditionell legitimiert war und die Unterwerfung der Söhne unter dessen Autorität unfreiwillig erfolgte, legitimierten sich die Führer der einzelnen Jungengruppen und erst recht der Führer des gesamten Bundes durch ihr Charisma. Die Anhänglichkeit der Gefolgschaft beruhte auf Seelenharmonie, Kameradschaft und freiwilliger Treue (die allerdings jederzeit aufgekündigt werden konnte), denn die Art und Weise, wie ein charismatischer Führer seine Jünger gewann, galt als Mysterium. So war es denn kein Wunder, dass besonders bei vielen der großen Zeltlager suggestive Elemente – kultische Formen, Rituale, visionäre Symbole u.ä. – für den inneren Zusammenhalt der Bundesgemeinschaft von zentraler Bedeutung waren.¹³ Dem Männerbundführer zu folgen bedeutete für seine Gefolgschaft die Teilhabe an einer elitären, verschworenen Gemeinschaft, die das Abbild eines in Zukunft zu verwirklichenden neuen Reiches und einer *arteigenen Volksgemeinschaft* war: Er, der Männerbundführer, verkörperte die Bundesidee am reinsten und musste sich bemühen, sie so überzeugend wie möglich vorzuleben.

Dass der männliche Charakter der verschiedenen Bündigungen immer nachdrücklicher und auch aggressiver herausgestellt wurde, ist nach dem bisher Gesagten wohl nachvollziehbar: „Mädchen machen zufrieden, aber nicht revolutionär!“ – so lautete ein plattes Schlagwort in bündischen Gruppen. Der Bund sollte eine Art in sich geschlossener Jungmännerstaat sein und integrierte ideali-

¹² Federn, Paul: Zur Psychologie der Revolution: Die vaterlose Gesellschaft. In: Der Aufstieg. Neue Zeit- und Streitschriften Nr. 12/13 (Leipzig/Wien 1919), S. 1–29.

¹³ Dies war in besonders deutlicher Weise zum Beispiel bei dem nach 1919 gegründeten Bund der Neupfadfinder der Fall, unter dessen Bundesführer Martin Voelkel die Mythen vom Weißen Ritter und vom Gral eine wichtige Rolle spielten; siehe dazu Franz, Sandra: Die Religion des Grals. Entwürfe arteigener Religiosität im Spektrum von völkischer Bewegung, Lebensreform, Okkultismus, Neuheidentum und Jugendbewegung (1871–1945) (= Edition Archiv der deutschen Jugendbewegung, Bd. 14). Schwalbach/Ts. 2009, bes. S. 445–481.

ter dementsprechend mehrere Altersgruppen von der Jungenschaft über die Jungmannschaft bis zur Mannschaft. Als solcher wurde er (demagogisch zugespitzt) als aristokratisches, ständisch organisiertes Gegenmodell zum ungeliebten, kalten und sich angeblich ständig selbst diskreditierenden Parlamentarismus in der Weimarer Republik stilisiert. Eine Liedstrophe aus dem Lied *Die grauen Nebel hat das Licht durchdrungen*, einem der bekanntesten Jungenschaftslieder, lautete daher: „Sie werden Männer, die ihr Reich erringen, die es schützen vor dem großen Feind. – Die Augen strahlen und die Lieder klingen, und die Herzen sind im Kampf vereint.“¹⁴

In der Spätphase der Weimarer Republik wurden dann die Abkehr vom traditionellen Väterbild und die Beschwörung eines bündischen Aufbruchs einer Führerjugend noch weiter radikalisiert. Das Argument, die Väter hätten durch ihr Versagen das Erbe und damit die Zukunft ihrer Söhne verspielt, war immer häufiger zu hören, nachdem Gregor Strasser 1927 die demagogische Forderung erhoben hatte: „Macht Platz, ihr Alten [...], ihr Ehrlosen und Gemeinen, ihr Verräter und Feiglinge!“¹⁵ Peter Suhrkamp spitzte kurze Zeit später diese radikale Zeitdiagnose noch weiter zu, indem er lapidar feststellte: „Der Vater ist tot!“ Er meinte damit, dass das „System von Weimar“ den nachwachsenden Generationen letztlich keine überzeugenden „Väter, Lehrer und Meister“ mehr bereitgestellt habe, die junge Generation also einem von den Vätern verschuldeten Chaos preisgegeben und nun zu einem „mit Jammer, Hass und Wut und edler Empörung geladenen Material“ geworden sei, „bereit für jede Revolution.“¹⁶ Durch eine Revolution, verkündeten dann junge Frontkämpferkreise, müsse die „Republik der Greise“ hinweggefegt und im Zusammenwirken der Frontgeneration mit der nachfolgenden Generation ein neues, ein „Drittes Reich“ geschaffen werden. Da eine vaterlose Jugend, so hieß es dann 1934, immer zugleich auch eine staatenlose sei, müsse vor allen den entwurzelten Söhnen, deren aus dem Krieg zurückgekommenen Väter oft nur noch „Zerbrochene, Wehleidige, Klagende oder Erstarrte“¹⁷ seien, vom NS-Regime ein Übervater in der Gestalt „des Führers“ angeboten werden. Diese Vorstellung wurde in einer im selben Jahr erschienenen Greifswalder Dissertation mit dem Titel *Die bündischen Elemente in der deutschen politischen Gegenwartsideologie* programmatisch noch weiter zugespitzt, indem gefordert

14 Lieder der Eisbrechermannschaft. Hrsg. von dj.1.11. Leipzig o. J., S. 4f. Faksimilenachdruck. Meisenheim 1970.

15 Strasser, Gregor: Macht Platz, ihr Alten! In: Ders.: Kampf um Deutschland. Reden und Aufsätze eines Nationalsozialisten. München 1932, S. 171–174. S. dazu: Stambolis, Barbara: Mythos Jugend – Leitbild und Krisensymptom, Schwalbach/Ts. 2003, S. 179.

16 Suhrkamp, Peter: Söhne ohne Väter und Lehrer. In: Neue Rundschau 43 (1932), S. 969.

17 Rauch, Karl: Schluß mit „junger Generation“! Leipzig 1934, S. 19f.

wurde, unter der „echt bündischen Führung“ Hitlers müsse jetzt das ganz Volk zu einer bündischen Gefolgschaft werden.¹⁸ Deren Zusammenhalt beruhe nicht auf äußerem Zwang, sondern „auf dem inneren Gleichklang zwischen Führer und Geführten“ und sei „begründet auf einem tief inneren Mitschwingen.“ Das ehemals auf einen überschaubaren Bund von Auserwählten bezogene Prinzip des Bündischen wurde nun zwar durch den Nationalsozialismus pervertiert, was der Verfasser auch erkannte, aber positiv interpretierte: Seine Deutung lautete jetzt: „Das bündische Prinzip von Führung und Gefolgschaft erlebt hier seine großartigste Ausweitung: Ein ganzes Volk wird bündisch ausgerichtet und bildet und lebt *einen* großen Bund.“¹⁹ Allerdings gebe es in ihm einen zweiten, einen inneren „bündischen Körper“, und dieser werde geschaffen durch die nationalsozialistischen Eliteverbände, zu verstehen als männerbündische Orden, deren Glieder auf Gedeih und Verderb miteinander verbunden seien und so „in Opferbereitschaft und Entsagung, in herben soldatischen Formen der Lebensführung“ den Volksstaat garantierten.

Mit anderen Worten: Nicht mehr die Familie galt jetzt als Keimzelle des Staates: Sie war lediglich dessen biologische Basis. Der neue völkische Staat dagegen – und hier wurde auf die oben zitierten Gedanken von Heinrich Schurtz zurückgegriffen – entspringe vielmehr aus der dem Familienleben entgegengesetzten Kameradschaft freier Männer im charismatisch geführten und von „heroischem Enthusiasmus durchdrungenen“ Männerbund, der von nun an – so der NS-Philosoph Alfred Baeumler 1934 – das zentrale Strukturprinzip des NS-Staates sein müsse: Wenn der Mann nicht dort seinen Platz und seine Aufgabe finde, dann habe er nur die Wahl, „zum nüchternen Geschäftsmann, zum Weiberknecht oder zum versimpelten Familienvater zu werden.“²⁰ Als die eigentliche emotionale Bindung des Mannes wurde nun die bis zur Selbstaufgabe gehende Liebe zum eigenen Volk propagiert. Sie musste bereits den heranwachsenden Jungen im Jungvolk nach dem Hitler-Jugend-Motto „treu leben, todtrotzend kämpfen, lachen sterben“ ohne Wenn und Aber anezogen werden, denn Hitler wollte eine „gewalttätige, herrische, unerschrockene, grausame Jugend“ vor sich sehen.²¹

Die entscheidende Schulungsstätte für den in solcher Weise zu disziplinierenden jungen Mann war das Lager. Hatten in wachsendem Ausmaß in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre schon die Bündische Jugend ebenso wie die ver-

18 Kost, Walther: Die bündischen Elemente in der deutschen politischen Gegenwartsideologie. Dissertation. Greifswald 1934, S. 76.

19 Ebd.

20 Baeumler, Männerbund und Wissenschaft (wie Anm. 5), S. 42.

21 Zit. nach Rauschnig, Hermann: Gespräche mit Hitler. Zürich/New York 1940, S. 237.

schiedenen soldatischen Verbände in ihren Zeltlagern ihr jeweiliges Wir-Gefühl ausgelebt, so wurde das Lager seit 1933 geradezu zu einem Massenphänomen – für Jugendliche ebenso wie für alle angehenden Funktionsträger wie zum Beispiel Lehrer, Rechtsreferendare, junge Mediziner usw.²² Hier im Lager ging es um Bewusstseinsänderung und klare ideologische Ausrichtung – eine den Teilnehmern quasi übergestülpte Kameradschaft war das Vehikel dazu. Sebastian Haffner (geb. 1907) hat in seinen in der englischen Emigration 1939 niedergeschriebenen, vor wenigen Jahren erst entdeckten und postum veröffentlichten Memoiren eindrucksvoll berichtet, wie es in einem solchen Lager zugeht. Als Rechtsreferendar war er im Herbst 1933 zu einer Teilnahme an einem Lager bei Jüterbog zwecks „weltanschaulicher Schulung“ verpflichtet worden.²³ Anfangs fand Haffner das Erlebnis eher amüsant, denn man wollte ja eigentlich nur das Assessorexamen machen, zu dessen Vorbereitung ein solcher Lageraufenthalt verordnet worden war, doch stellte er dann aus der Rückschau auf seine Erfahrungen fest: „Noch heute wird mir schwindelig, wenn ich diese Situation durchdenke. Sie enthielt in einer Nußschale das ganze Dritte Reich.“²⁴ Was wie ein Spiel mit dem Singen von Marschliedern und Marschübungen begann, entpuppte sich nämlich bald als massive Manipulation, bei der, so Haffner, „das Gift der Kameradschaft“ eine entscheidende Rolle spielte. „Indem wir uns auf das Spiel einließen, das da mit uns gespielt wurde, verwandelten wir uns ganz automatisch – wenn nicht in Nazis, so doch in brauchbares Material für die Nazis,“ lautete sein Fazit. Zum „Kameraden“ gemacht zu werden, sei ein „Lockmittel“ und „großer Köder der Nazis“ gewesen, um die jungen Männer „vom widerstandslosesten Alter an an dieses Rauschmittel“, also die Kameraderie des NS-Männerbundes, zu gewöhnen. „Sie haben die Deutschen mit diesem Kameradschafts-Alkohol, nach dem irgendetwas in ihnen verlangte, bis zum Delirium tremens überschwemmt.“ Was am Anfang von vielen Beteiligten als ein „Glück der Kameradschaft“ im Lager erlebt worden sei, habe sich durch den Zugriff der Nazis zu einem „der furchtbarsten Mittel der Entmenschlichung“ entwickelt. Diese Art von Kameradschaft in den Lagern der Nazis habe wie Gift gewirkt, „alle Elemente von Individualität und Zivilisation“ zersetzt und das Gefühl der Selbstverantwortung völlig beseitigt, weil dort keine Gedanken mehr hätten gedeihen können, sondern nur „Massenvorstellungen

22 Steinacker, Sven: Der Staat als Erzieher. Jugendpolitik und Jugendfürsorge im Rheinland vom Kaiserreich bis zum Ende des Nazismus. Stuttgart 2007, bes. S. 477–484. Vgl. auch Paul, Wolfgang: Das Feldlager. Jugend zwischen Langemarck und Stalingrad. Esslingen 1978.

23 Siehe zum Folgenden Haffner, Sebastian: Geschichte eines Deutschen. Die Erinnerungen 1914–1933. Ergänzte Taschenbuchausgabe. München 2002.

24 Ebd., S. 255; die folgenden Zitate stammen von den Seiten 278 bis 282.

primitivster Art“. Was dann diese spezielle NS-Kameradschaftserziehung im Zusammenleben der Soldaten in der Kriegsendphase bewirkt hat, besonders wenn Zweifel am „Endsieg“ geäußert wurden und diese zu Denunziationen von Kameraden führten, hat Thomas Kühne folgendermaßen auf den Punkt gebracht: „Der soziale Kitt der Volksgemeinschaft in der Endphase des verbrecherischen Krieges war ein unauflösbares Amalgam aus Vertrauen und Misstrauen in den Führer wie in die Kameraden.“ Allenfalls im Zustand der „absoluten Wurstigkeit“ sei dieses Durcheinander noch zu ertragen gewesen.²⁵

Der speziellen Propagierung der NS-Männerbundkameradschaft im Lager außerhalb der Großstädte lag jedoch noch ein weiteres Motiv zugrunde, auf das abschließend noch kurz eingegangen werden soll.²⁶ Auf die ausdrückliche Wertschätzung des 1902 erschienenen Buches von Heinrich Schurtz über die Männerbünde durch den NS-Philosophen Alfred Baeumler und dessen Warnung vor einer Gefährdung des männlich-heroischen Enthusiasmus durch das „Weib“ ist ja oben bereits hingewiesen worden. Neben Baeumler war es dann besonders Alfred Rosenberg, der diese Warnung mit den Bedrohungen der NS-Volksgemeinschaft durch die moderne Großstadtzivilisation verband: Da dem männlichen Geist die heroische Aufgabe zukomme, gegen das liberale „Rassenchaos“ eine neue Weltordnung zu schaffen, die Frau dagegen „auf das Pflanzhafte und auf das Subjektive“ ausgerichtet und von einer „gewissen Fähigkeitslosigkeit“ geprägt sei, sah Rosenberg in dem seiner Meinung nach zeittypischen Trend zum „feministischen Mann“ und zum „emanzipierten Weib“ das Symbol eines durch den zeitgenössischen „Geschlechtskollektivismus“ hervorgerufenen kulturellen Verfalls und eines damit verbundenen Untergangs des Staates.²⁷ Am Ende drohe dem deutschen Volke eine „frauenstaatliche Zukunft“, deren Erscheinungsformen man bereits in „gewissen Zentren unserer demokratisch geleiteten Großstädte“ erahnen könne: „Zarte trippelnde Männchen in Lackschuhen und lila Strümpfen, mit Armbändern behangen, mit zarten Ringen am Finger, mit blau untermalten Augen und roten Naslöchern, das sind die ‚Typen‘, die im kommenden ‚Frauenstaat‘ allgemein werden müssten.“ Schon jetzt sei der liberale und nur noch

25 Kühne, Thomas: Vertrauen und Kameradschaft. Soziales Kapital im „Endkampf“ der Wehrmacht. In: Vertrauen. Historische Annäherungen. Hrsg. von Ute Frevert. Göttingen 2003, S. 245–278, 278.

26 Siehe zum Folgenden auch meinen Beitrag: Großstadt versus Feldlager. Männliche Blicke auf die urbane Stadt in der frühen NS-Zeit. In: Informationen zur modernen Stadtgeschichte 1 (2004), S. 27–32.

27 Diese und die folgenden Zitate entstammen dem wohl bekanntesten Werk von Rosenberg, Alfred: Der Mythos des 20. Jahrhunderts. Eine Wertung der seelisch-geistigen Gestaltenkämpfe unserer Zeit. 98. Auflage. München 1936, S. 503ff.

„gedämpft nationale deutsche Mann“ zu schwach, um zu verhindern, dass seine Frau das Geld in die jüdischen Großkaufhäuser trage, „aus deren Schaufenstern der glitzernde Verfall einer verfaulenden Zeit hervorschaut.“²⁸

Zu solchen vernichtenden Urteilen über das Großstadtleben und die Gefahren männlicher Degeneration in einem „Frauenstaat“ mit „amazonenhaften Zügen“ fügte Alfred Baeumler, nach seiner Zeit als Philosophieprofessor in Dresden seit 1933 dann Inhaber des in Berlin neu eingerichteten Lehrstuhls für politische Pädagogik, noch einige weitere krasse Deutungen hinzu. So hat er schon im Oktober 1930 in einer Rede vor einem Vertretertag des Hochschulrings deutscher Art verkündet, der heroischen Kultur des Mannes stehe immer deutlicher eine „materielle Kultur“ entgegen, die ausschließlich durch den Götzen Mammon bestimmt sei.²⁹ Letztere sei das eigentliche Betätigungsfeld des „Weibes“, das in diesem System seine „Höhe als Verführerin und Beherrscherin des Mannes“ erreiche. Die Seelenstimmung des „urbanen Lebenszustandes“, die sich in den Zentren der großstädtischen Geselligkeit ausbreite, sei zwischen den Polen Skepsis und Anmut, Lebensgenuss und Melancholie, anmutige Verzweiflung und gieriger Materialismus angesiedelt. Urbild und Vorbild dabei sei Paris, denn hier habe eine „romanische Urbanität“ ihren Gipfelpunkt als verführerische Welt des Genusses erreicht, die der männlichen Welt der Tat mit ihren Männerversammlungen und Feldlagern diametral gegenüberstehe. Wenn Deutschland in Europa nicht ein „Hausgenosse minderen Rechts“ werden wolle, müsse ein entschiedener Austritt aus dem bürgerlich-weiblichen Lebenssystem des Urbanismus erfolgen, um auf diese Weise zu den eigentlichen Quellen deutscher Kraft zurückzufinden. Die vorherrschende urban-verweichlichte Geistigkeit verkläre bloß das skeptische Alter und lasse die Jünglinge „im Philisterium oder in der Erotik versinken“, so dass derzeit „die Lage des jungen Mannes, der ein heroisches Herz in der Brust trägt, ... die furchtbarste [ist], die es gibt.“³⁰ Die heroische Lebensform dagegen, die jenen Jüngling verkläre, der den Tod nicht scheut, lerne der junge Mann im Männerbund, im akademischen Männerhaus und im männlichen Feldlager kennen.³¹

Die von Rosenberg und Baeumler breit ausgemalte Bedrohung des heroischen Mannes durch das weibliche Prinzip, das seinen Nährboden vor allem in der Großstadtzivilisation gefunden habe, galt beiden NS-Philosophen als das zentrale Zukunftsproblem für das deutsche Volk. Alles Gerede von einer Ver-

²⁸ Ebd., S. 511.

²⁹ Baeumler, Alfred: Der Sinn des Großen Krieges. In: Ders., Männerbund und Wissenschaft (wie Anm. 5), S. 6ff.

³⁰ Ebd., S. 37.

³¹ Siehe auch ebd. den Beitrag: Das akademische Männerhaus, S. 30–44, passim.

ständigung zwischen beiden Prinzipien, so Baeumler, sei töricht und vergiftend: Es diene nur dazu, „uns der eigenen männlichen, auf den Staat gerichteten Lebensform zu entwöhnen, uns durch Urbanisierung unsicher und schwach zu machen.“³² Mit dieser durchaus geschickten Propagierung eines geschlechtspolaren Weltbildes in Verbindung mit Großstadtfeindschaft und neugermanischem Männerbundkult ging eine umfassende Ästhetisierung und Stilisierung des Staates als Werk männerbündisch eingebundener Männer einher, die sich ihrem Führer in treuer Gefolgschaft, ihren Bundesgefährten in Kameradschaft und der Volksgemeinschaft als Ganzer in Kampf- und Opferbereitschaft verpflichtet fühlten. Zu solcher Einstellung lieferte dann der NS-Dichter Heinrich Anacker die folgenden Verse:

Treue fragt nicht nach Gewinn,
 Treue währt von Anbeginn
 Bis zum bitterm letzten End,
 Willig, dass sie sich verschwend.

Damit endet der vorliegende Versuch, drei Aspekte des breiten und vielschichtigen erfahrungsgeschichtlichen Themas der spezifisch deutschen Männerbundideologie im frühen 20. Jahrhundert vorzustellen: Zunächst ging es darum, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts entstandene Männerbundideologie mit der allgemeinen Idee des Bundes und der Beschwörung der männlichen Kameradschaft in Verbindung zu bringen, sodann die Pervertierung dieser Konzepte infolge ihrer Übernahme, man kann geradezu sagen, der Piraterie durch die Nationalsozialisten anzusprechen und schließlich zu zeigen, wie zwei führende NS-Strategen davon ausgehend das Problem der Geschlechterpolarität mit einer weit verbreiteten Großstadt- und Zivilisationskritik in Verbindung gebracht haben. Wie in diesem Kontext die Frage nach der Rolle des Vaters und des Mannes in der Gesellschaft in geradezu extremer Weise gestellt und zeitspezifisch, beginnend mit der Formel von der vaterlosen Gesellschaft, beantwortet worden ist, sollte dabei exemplarisch sichtbar werden. Dass diese Frage nicht mit dem Zusammenbruch des „Dritten Reiches“ erledigt war und ist, liegt auf der Hand: Eine ständig wachsende Zahl von einschlägigen Publikationen aus den letzten Jahren mit Titeln wie *Krise der Männlichkeit*, *Männer: Eine Spezies wird besichtigt*, *Männer in Not*, *Der dressierte Mann*, *Lasst endlich die Männer in Ruhe*, *Vatersehnsucht*, *Was vom Manne übrig blieb*, *Abschied vom Mythos Mann* usw. usw. zeigt, dass das 20. Jahrhundert den Nachkommen im 21. Jahrhundert ein Erbe hinterlassen hat, das es in sich

32 Ebd., S. 40f.

hat. Anfangs optimistisch als *Jahrhundert des Kindes* und *Jahrhundert der Jugend* begrüßt, verkam es in seiner ersten Hälfte zu einem Jahrhundert krass übersteigerter, im Extremfall dann mörderischer Männlichkeits- und Männerbundfixierung. Welche zum Teil traumatischen Spuren dieses Erbe bei den nachfolgenden Generationen hinterlassen hat, zeigen nicht zuletzt diverse aus den Psychowissenschaften, der Erfahrungsgeschichte und der historischen Bildungsforschung stammende Studien aus den letzten Jahren.³³ Wie heißt es doch im Alten Testament: „Denn ich der Herr, dein Gott, bin ein eifriger Gott, der da heimsuchet der Väter Missetat an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied [...]“.³⁴

33 Siehe zum Beispiel: Radebold, Hartmut [u.a.] (Hrsg.): *Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten*. 2. Auflage. Weinheim/München 2009; Radebold, Hartmut [u.a.] (Hrsg.): *Kindheiten im Zweiten Weltkrieg. Kriegserfahrungen und deren Folgen aus psychohistorischer Perspektive*. 2. Auflage. Weinheim/München 2009; Schulz, Hermann [u.a.]: *Söhne ohne Väter. Erfahrungen der Kriegsgeneration*. 3. Auflage. Berlin 2009; Thomä, Dieter (Hrsg.): *Vaterlosigkeit. Geschichte und Gegenwart einer fixen Idee*. Berlin 2010.

34 Hier zit. nach der Bibelübersetzung Luthers, Ausgabe Köln 1868, S. 71 (2 Mose 20,5).